

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Esel die Musik lehren! Da könnt nur Ihr auf solche Ideen kommen!... Wenn ich's in Montmorency erzähle, wird's Niemand glauben wollen!"

"Also abgemacht?"

"S'ist doch nicht im Ernst!"

"Aber ganz gewiß, sag' ich Dir. In acht Tagen wird Dir Jacquot eine Arie singen, wie der erste beste Baryton, der gerade Mode ist, oder wie der bekannteste Tenor einer Oper."

Mignard lachte noch stärker, überzeugt, daß sein Herr während der Sommerszeit seinen gesunden Verstand verloren hatte.

"Für diese Woche gebe ich Dir 30 Fr. Miethe," fuhr Henri fort. "Oder willst Du mehr?"

"Ja, ist es denn wahr und nicht Scherz, Herr Sanbémol?"

"Da hast Du das Geld, steck's in die Tasche! Ich werde Dir am Sonntag Deinen Virtuosen selber bringen."

"Aber wo bringt Ihr Jacquot unter?"

"Boulevard de la Vilette, es wird ihm an nichts fehlen!"

"Ihr müßt immer das letzte Wort haben!" versetzte Mignard, indem er die von Henri hingelegten sechs Fünffrankenstücke einsteckte. "Ich bin in der That von einem guten Teig gemacht, daß ich mich so ganz nach Euern Launen richte."

Nach beendeter Mahlzeit verließen Henri und Mignard, gefolgt von Jacquot, das Haus. Sie gingen bis zum äußern Boulevard, und der Esel wurde, wie Sanbémol versprochen hatte, im Stalle eines Hôtels untergestellt. Mignard kam an den Nordbahnhof zurück und nahm den Zug nach Montmorency.

II

Am andern Tag, gegen 1 Uhr Nachmittags, betrat Henri, Jacquot an der Halfter führend, seine Wohnung. Der Portier rauchte just seine Pfeife im Hof und fragte sich, zu welchem Zweck der neue Miether wohl mit dem Esel zurückkam, den man ihm Tags zuvor gebracht hatte.

"Laß mal sehen!" sagte Sanbémol zu dem Bierkühler, den er an einen in die Wand des Ganges geschlagenen Nagel band, woselbst er ihn schon zuvor befestigt hatte, "ich habe es

unternommen, dir die Musik beizubringen, sieh' zu, daß du mir Ehre machst! Zunächst singst du mir einmal mit voller Stimme die Tonleiter aufwärts, dann wollen wir schon sehen, ob du sie auch abwärts kannst!"

Dabei ließ Henri einen Stock aus Cornelfirschenholz, den er statt eines Taktstockes in den Händen hatte, über den Rücken Jacquots spazieren, und zwar vom Hals bis zum Sattel, vorwärts und rückwärts mit dem feierlichsten Ernst.

Jacquot, den dieses Manöver furchtbar kitzelte, fing aus vollem Halse zu schreien an, mit seiner wenig harmonischen Stimme. Während 10 Minuten fuhr er in Einem fort und lockte überall die Miether an die Fenster.

Der Portier gerieth außer sich vor Wuth und stürzte auf Sanbémol zu.

"Soll das Konzert noch lange dauern?" rief er zornig.

"Eine Stunde!" erwiderte Henri, "ich gebe meine Lektionen gewissenhaft."

"Ihre Lektionen?"

"Jawohl, meine Lektionen! Jacquot ist mir anvertraut worden, damit ich ihn singen lehre, und ich lasse ihn singen!"

"Sie sind verrückt, ganz elend verrückt!"

"Herr Feuillet, ich verbiete Ihnen, mich zu beleidigen! Sonst müssen mir die Leute, die Sie hören, Zeugen stehen! Hopp Jacquot, streng' dich ein bißchen an, Alter, damit du im Tone bleibst!"

Und wieder spazierte der Stock über den Rücken des Esels, und dieser begann seine "J—Ah" noch stärker als zuvor.

Der Portier trippelte vor Wuth, die Nachbarn lehnten in den Fensterbrüstungen und lachten sich krank; dieser kolossale Spaß amüßigte sie riesig.

Als die Lektion zu Ende war, band Sanbémol das Thier los und führte es in seinen Stall.

Als er des Abends zurückkam, stand der Eigenthümer vor dem Miether: "Herr Musikus," rief Pascal Marjonet, "ein Wort, wenn's beliebt!"

"Zwei, wenn's Ihnen angenehm ist."

"Feuillet sagt mir, daß Sie Eselsprofessor sind?"

"Wollen Sie bei mir Unterricht nehmen?"

„Ich will, daß Sie mein Haus nicht dem Spott des ganzen Stadtviertels aussetzen!“

„Habe ich als Musiklehrer nicht das Recht, meinen Schülern bei mir Unterricht zu erteilen in dem Raum, der zu meiner Wohnung gehört?“

„Niemand will Ihnen dieses Recht streitig machen.“

„Also, was wollen Sie denn?“

„Geben Sie ihre Lektionen Schwarzen oder Weißen, mir ist's gleich, aber nicht Eseln, das verbiet' ich Ihnen!“

„Daraus mach' ich mir aber nichts!“

„Ich fordere Sie nochmals auf, diese lächerliche Messerei bleiben zu lassen!“

„Ich beginne Morgen von Neuem!“

„Das wollen wir sehen!“

„Es ist, als ob Sie's schon gesehen hätten!“

„Der Polizeikommissar wird Sie daran hindern!“

„Mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht, das jeder Beamte hat, der den Verrückten verbietet, die öffentliche Ruhe zu stören.“

„Ich erteile meinen Unterricht von zwei bis drei Uhr nachmittags. Um diese Zeit schläft doch Niemand, so viel ich weiß?“

„Ob die Nachbarn im Schlafe gestört werden oder nicht, darnach frag ich nichts! Ich bitte Sie nur, mein Verbot zu beobachten, sonst könnten Sie es bereuen!“

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung mein lieber Herr Marjonet, aber ich werde mich daran nicht lehren!“

Des andern Tags um zwei Uhr begann die Lektion wieder. Während der vierundzwanzig Stunden hatte Jacquot entschieden Fortschritte gemacht, er schrie immer stärker.

Plötzlich erschien der Eigentümer in Begleitung des Kommissärs auf dem Hof.

„Im Namen des Gesetzes, halten Sie ein!“ rief der Beamte Henri zu, indem er sein Mögliches versuchte, um den Ernst zu bewahren.

„Hör' auf, Jacquot!“ gebot Sanbémol dem Esel, „wir fahren später fort.“

„Na, Herr Sanbémol, ist es vernünftig, daß ein intelligenter Mensch an einem solchen Spaß Vergnügen findet?“

„Es ist kein Spaß, Herr Kommissär, es

ist eine Geduldsarbeit, aber immerhin eine solche, die sich bezahlt macht und mir meinen Künstlerruhm gründen hilft, wenn ich Erfolg habe.“

„Wie! Sie wollen wirklich einen Esel singen lehren?“

„Warum denn nicht? Man zähmt einen Löwen, man dressirt einen Bären, man stellt auf den öffentlichen Plätzen gelehrte Flöhe aus. Was soll Jacquot hindern, von meinen Lektionen zu profitiren?“

„Das hat man noch nie gesehen!“

„Gerade darum will ich's probiren!“

„Dann geben Sie Ihre Stunden im Stall oder auf offenem Felde, und Niemand wird Sie daran hindern. Aber mitten in Paris, im Hofe dieses Hauses muß ich es Ihnen untersagen. Diese Handlungsweise ist unerträglich. Haben Sie mich verstanden?“

„Ich weiche der Gewalt!“

„Das ist das Beste, was Sie thun können.“

Der Kommissär ging auf sein Bureau, Jacquot in seinen Stall.

Henri ließ seinem Schüler eine Portion Hafer serviren und bestieg auf dem Platz Etoile à la Villette die Trambahn; er lachte vor sich hin und schien mit sich sehr zufrieden.

„Na, wir wollen sehen, wer das letzte Wort hat!“ murmelte er vor sich hin.

III.

Aurora hatte mit ihren Rosenfingern kaum den neuen Tag aufgeblättert, da kam Meister Zanconi, ein Trödler, der den Savoyarden die Guitarren, seinen eigenen Landsleuten die Drehorgeln, und den neapolitanischen Bettlern, die Frankreich bereisen, die Schnabelpfeifen fabrizirt, in den Hof der Dünkircher Straße, einen Handlarren nach sich ziehend, auf dem eine weiße Kiste von bedeutendem Umfang lag.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte ihn Feuillet.

„Zu Herrn Sanbémol.“

„Im Hinterhaus.“

Henri kam Zanconi entgegen.

„Ich habe Sie erwartet, ehrenwerthe Zauberflöte!“

„Da haben Sie die Bestellung, Herr Künstler!“

„Helfen Sie mir das Ding in meiner Wohnung einrichten!“

Beide packten die Kiste an den Ecken und ließen sie im Arbeitszimmer Sanbémol's nieder.

„Wann soll ich sie wieder holen kommen?“ fragte Zanconi.

„Ich werde Ihnen schreiben.“

„Dann leben Sie wohl!“

Der wackere Instrumentenmacher spannte sich wieder an seinen Karren und zog weiter.

Zwei Tage vergingen ohne Zwischenfall. Am Morgen des dritten Tages näherte sich Henri, bei geöffneten Fenstern, einer prächtigen Drehorgel — das war's gewesen, was die Kiste Zanconi's enthielt — und begann mit unergleichlicher Ausdauer die Kurvel zu drehen.

Als bald drang das Echo von der Melodie der „Glocken von Corneville“ an die Ohren der Nachbarn. Als dieses Stück zu Ende war, drückte Henri auf eine Feder des Instruments, und zugleich folgte die „Mascotte“. Dann kamen die „Schöne Helena“, die „Dragons de Villars“, der „Petit Duc“, „Gillette de Narbonne“, „Boccacio“, „Wenn ich König wär!“, kurz das ganze Repertoire des Instruments, ungefähr zwanzig Stücke.

Wie früher, sprangen die Leute an die Fenster. Einige gefühlvolle Seelen glaubten, sie hätten es mit einem Schnurranten zu thun, der auf den Höfen spielen ging, und warfen dem Musikanten Geld hin. Der Portier blieb stumm vor Wuth und sprang, ganz verwirrt durch so viele Musik, vor Henri's Wohnung, dem er die Faust entgegenstreckte. Das rührte aber Henri nicht im Geringsten; er setzte sein Konzert ruhig fort, es dauerte eine gute Stunde. Feuilletkehrte wüthend in die Portiersloge zurück: „Der Schurke bringt mich um!“ seufzte er.

An den folgenden Tagen begann das Konzert wieder um dieselbe Stunde. Die Nachbarn warfen dem Aufdringlichen kein Geld mehr hin, aber sie riefen ihm zu: „Genug!“ — Die Katzen miauten, die Hunde heulten, Feuillet geriet in Raserei, das ganze Viertel in heillose Verwirrung.

Am Samstag klopfte der Eigenthümer bei Sanbémol an, zehn Minuten bedor die Reihe an die „Glocken von Corneville“ kam.

„Sie wissen wohl, was mein Besuch be-

zweckt,“ sagte er in ernstem entschlossenem Tone.

„Ich weiß absolut nicht,“ erwiderte Sanbémol. „Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, einzutreten, bin ich bereit, es aus Ihrem Munde zu hören.“

„Nun, ich komme, Ihnen zu sagen, daß Ihr Betragen unverzeihlich ist,“ bemerkte Marjonet, indem er in einem Sessel Platz nahm, den ihm der Künstler darbot.

„Ich verstehe nicht.“

„Als ich Ihnen diese Wohnung vermietete, glaubte ich es mit einem ernsten, wohl erzogenen Menschen zu thun zu haben, und nicht mit einem . . . na, wie soll ich mich ausdrücken, um nicht unhöflich zu werden!“

„Sagen Sie's immerhin!“

„Ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Es gibt keine Verrücktheit, die Ihnen nicht durch den Kopf spukt. Gestern war's ein Esel, den Sie schreien machten, heute ist's ein Leierkasten. Was ist's morgen? Das ist unerträglich und muß aufhören.“

„Und als ich diese Wohnung miethete,“ erwiderte nicht weniger ernst Sanbémol, „glaubte ich sie von einem ernsten, wohl erzogenen Menschen zu miethen, nicht von einem . . . na, wie soll ich mich ausdrücken, um die Höflichkeit zu wahren?“

„Nur heraus damit!“

„... Und nicht von einem selbstfüchtigen Despoten, der entzückt ist, wenn er das Geld für die Miethen entgegennehmen kann, der aber nicht weiß, wie er diejenigen hicaniren will, die das Unglück haben, einen Vertrag mit ihm einzugehen. Ich habe als Gefährtin eine niedliche kleine Hündin, die nicht größer ist als meine Faust, und Sie haben mich gezwungen, mich von ihr zu trennen unter dem Vorwand, daß meine Hündin ein Hund ist. Da sie die Esel aus Ihrem Hause nicht verbannt haben — Feuillet ist Beweis dafür — bringe ich einen Esel herein, um mich zu zerstreuen. Aber Sie verbieten mir, Jacquot abermals zu holen, weil die Esel bisher ihr Verständniß für Musik noch nicht bewiesen haben. Ich gebe Ihnen wieder nach, um den Frieden zu haben. Nun finde ich, der Musiker, es für gut, ein erstklassiges Instrument zu besitzen, und darauf ein oder zwei Stunden pro Tag Musik

zu machen, und da wollen Sie mir verbieten, meine Lieblingskunst zu pflegen! Diesmal sind die Grenzen überschritten, ich leiste Widerstand, und ich mache Sie gleich darauf aufmerksam, daß ich mir, gestützt auf mein Recht, während der vertragsmäßigen drei Monate, sei es morgens, sei es mittags, wie es mir gefällt, ein Konzert geben werde, wie diese letzten Tage über. Es ist mir leid, wenn es Leute gibt, die kein musikalisches Gefühl haben, aber ich kann ihnen nicht helfen!"

"Aber mein Herr, alle bellagen sich! Ihr sogenanntes Konzert ist lediglich ein Nachakt, gegen mich, nicht wahr? Leugnen Sie nicht, Sie wissen, wie recht ich habe. Natürlich haben Sie das Recht zu musizieren von Morgens bis Abends, nur werden Sie mich niemals glauben machen, daß Sie Vergnügen dabei empfinden, wenn Sie eine ganze Stunde lang, ohne Noth, die Kurvel dieses Leierkastens drehen!"

"Das ist meine Sache!"

"Na, seien Sie offen!"

"Ich habe offen herausgesprochen."

"Nein."

"Doch, Aber weil Sie daran halten, wiederhole ich den Satz: Sie sind ein selbstsüchtiger Despot, der entzückt ist, wenn er das Geld für die Miethe entgegennehmen kann, der aber nicht weiß, wie er diejenigen hincaniren will, die das Unglück hatten, einen Vertrag mit ihm einzugehen."

Marjonet brach in lautes Lachen aus.

"Ich bin nicht der Despot, für den Sie mich halten," bemerkte er. "Ich wünsche nur mit Ihnen in gutem Einverständnis zu leben."

"Beweisen Sie mir das!"

"Welchen Beweis wollen Sie?"

"Lassen Sie meine Nerva kommen, und dieses Instrument wandert in den Vorort zurück!"

"Ihre Hündin?"

"Meine Hündin!"

"Gut, es sei. Und nun, leisten Sie mir einen Gefallen, damit wir die Streitigkeiten der letzten Wochen vergessen."

"Welchen Gefallen?"

"Seien Sie heute abend unser Gast!"

"Ich nehme an."

Sanbémol und Marjonet gingen auseinander, nachdem sie sich die Hand gedrückt.

Am Abend nahm Henri seinem Versprechen gemäß am Souper seines Eigenthümers theil. Der Empfang, der ihm zu Theil wurde, muß ihn sehr angeeifert haben, denn seit 8 Tagen ist Sanbémol Marjonet's Tochtermann.

Jetzt grüßt ihn Feuillet bis auf den Boden.

S. Loudier.

Auf der Gesundheitswache.

Den ganzen Tag über waren wir im selben Coups zusammengereist, und nie hatte sie weder an mich noch an einen andern Reisenden das Wort gerichtet. Mit einer unbestimmten Traurigkeit bewunderte sie die herrliche Gebirgslandschaft, die sich vor uns entrollte. Bei jeder Station zeigte sie eine fieberhafte Erregung, als wartete sie ängstlich auf etwas.

Die Unbekannte war groß, blond, blauäugig, wie die Töchter des Nordens, ihre Züge waren regelmäßig und schön. Sie mußte eine Deutsche sein oder aus dem Dänischen. Die übrige Gesellschaft setzte sich zusammen aus einem englischen Geschäftsreisenden, der alle Sprachen radebrechte und ständig von „unserm Hause“ und „unsern Wollstoffen“ erzählte; ferner aus einem französischen Ehepaar, dem die Angst auf den Gesichtern stand; endlich war ein italienischer Tenor da, der nach Mailand reiste, wo er in der „Scala“ mitsang, und zwei Amerikanerinnen, die, bevor sie eine halbe Stunde im Wagen saßen, schon mit allen ihren Nachbarn Bekanntschaft gemacht und das Ziel der Reise eines jeden erfahren hatten, ausgenommen dasjenige der geheimnißvollen Unbekannten, die sie sprechen hörten, ohne sie zu verstehen. Was mich selber anbetrifft, so erklärte ich, mit der einzigen Absicht, mich zu vergnügen zu reisen, ich verlangte nichts mehr, als meine 6 Wochen Ferien in angenehmer Weise zu verbringen.

Wir waren schon am Passage vorbei, jenem wundersamen Berg mit dem spiralförmigen Tunnel, und näherten uns der Station, als der Beamte wieder einmal in's Coups trat. Ich erwartete die gewöhnliche Meldung: „Table d'hôte in G . . .“ Statt dessen warf

der Beamte wie eine Bombe die Worte hin: „Die Herrschaften sind gebeten, an der Grenze abzustiegen, um sich einer sieben-tägigen gesundheitlichen Ueberwachung zu unterziehen.“

Im Nu war unser Wagen in einen förmlichen Turm Babel umgewandelt, worin jeder in seiner Sprache gegen diese willkürliche Maßregel protestirte. Die Amerikanerinnen schriegen: „Wie ärgerlich! Wir hätten auf dieses Hinderniß gern verzichtet!“ Der Engländer erklärte, wir seien die Opfer einer Infamie geworden, und er werde sich niemals einem solchen Befehl unterwerfen. Der Ehegatte aber sah seine Frau an mit der Miene eines verzweifelnden Verbrechers. Sofort begriff ich, daß dieses Paar schuld an der strengen Maßregel war, die uns traf.

In der That erzählte uns der Controleur, daß die französischen Reisenden durch den Telegraph von L... signalisirt worden waren, wo sie das Billet gelöst hatten, nachdem sie von Toulon kamen. Und „Toulon“ stand in großen Lettern auf ihren Koffern. Infolgedessen mußten die Franzosen mit allen, die sich im nämlichen Wagen befanden, auf die Gesundheitswache.

Die Italiener lebten damals in ständiger Angst vor der Cholera.

Es ist unmöglich, die bittern, mit zornigen Blicken begleiteten Vorwürfe wiederzugeben, die im ersten Augenblick auf die unglücklichen Gatten niederfuhrten. Die Amerikanerinnen begannen in aller Hast damit, daß sie ihr lebhaftes Befremden äußerten; schließlich beklagten sie dieselben so sehr, daß sie ihre Vertheidigung übernahmen.

Der Sängler pflanzte sich in die hinterste Ecke des Wagens und begann Nieschälze einzathmen mit Gesten, wie sie seinem Stande entsprachen. „Jetzt verliere ich meine Stellung!“ seufzte er, „jetzt bin ich zum Ruin, zum Tod im Spital verurtheilt!“ und er schwor bei allen Heiligen und zu allen Göttheiten des Alterthums. Der Geschäftsreisende bedrohte mit der Faust das französische Ehepaar und erklärte, sein Haus werde einen Prozeß gegen es anstrengen, und es müßte dann alle Kosten, die ihm auf der Gesundheitswache erwachsen, zahlen. Der Franzose erwiderte, das gehe ihn nichts an, und ob er

denn dazu verurtheilt sei, in Toulon zu Grunde zu gehen, wie ein Hund.

„Und sehr wahrscheinlich lebendig begraben zu werden,“ fügte seine Frau weinend hinzu.

„Und was die Geldverluste anbelangt,“ fuhr der Unglückliche fort, „so hat niemand mehr verloren als ich. Ich mußte meinen Laden schließen, trotz der Waaren, die er enthielt.“

„Und unsere beiden lieben Kinder sind auf dem Friedhof!“ schluchzte die Frau.

Ein zorniger Blick des Mannes strafte sie für dieses Geständniß.

Während dieser Zeit hatte meine schweigsame Nachbarin jeden von uns voller Erstaunen betrachtet, versuchend auf unsern Gesichtszügen zu lesen, was vorging. Und sobald einigermaßen Stille eingetreten war, rief sie mir in schlechtem Französisch zu: „Was gib't's? Oh, sagen Sie es mir, bitte!“

Ich setzte mich zu ihr und that mein Mögliches, um ihr die unangenehme Neugier zu erklären. Sie nahm sie in einer Weise auf, die mich beunruhigte. Sie erblickte, indem sie auf dänisch vor sich hin murmelte: „Ein Aufenthalt von sieben Tagen! Mein Gott, da ist er schon todt!“ Und sie sank in die Wagenpolster zurück.

Glücklicherweise verstand ich dänisch, ich erbot mich, ihr nach Kräften zu helfen. Die junge Fremde schien unfähig, mehr zu reden, aber der Ton ihrer Muttersprache beruhigte sie, und sie bat mich mit flehentlichem Blick, ihr beizustehen, damit sie ohne Aufenthalt auf der Gesundheitswache über die Grenze käme.

„Ich fürchte, daß dies unmöglich ist. In dessen können Sie vielleicht beim nächsten Tunnel in ein anderes Coups gehen. Aber nein,“ fügte ich hinzu, „vor jedem Coups stehen zwei Posten.“

Der Engländer hatte seine vielen Päckchen gesammelt und versuchte mit Gewalt in einen benachbarten Waggon einzudringen. Die Gendarmen zeigten sich jedoch unerbittlich, und was er mit dem verunglückten Versuch erreichte, war der Verlust des größten Paketes, das gerade als wir eine Brücke über einen Siefbach passirten, hinunter fiel und von Felsen zu Felsen kollerte, bis in den Abgrund,

wo es von einem wilden Bache fortgeschleppt wurde.

„Dieser Plan ist undurchführbar,“ sagte ich kopfschüttelnd, „wir sind scharf überwacht.“

„Ich werde beim nächsten Tunnel den Zug verlassen,“ erwiderte sie mit kaltblütigem Entschlusse.

„Um's Himmelswillen, gnädiges Fräulein, thun Sie das nicht!“

„Warum nicht? Es bleibt mir nur dieser eine Ausweg. Wenn ich geschickt abspringe, kann ich zu Fuß die Grenze überschreiten; wenn ich sterbe, nun, dann ist das nicht schlimmer als der Tod von...“ Hier hielt sie inne, ihre Stimme sträubte sich, den Namen auszusprechen.

Welches konnte wohl der Zweck dieser schönen fremden Reisenden sein, so fern von ihrem Vaterland?

„Gnädiges Fräulein,“ sagte ich mit einer Stimme, die noch mehr zitterte, als die ihre, „ich werde Sie im Tunnel bei der Hand halten, Gott wird Ihr Leben nicht Gefahr laufen lassen.“

Sie setzte sich mit verzweifelter Miene, indem sie murmelte: „Sie nehmen mir die letzte Aussicht...“

Die letzten Worte verloren sich, denn in demselben Augenblick umhüllte uns die Dunkelheit. Das Licht in unserm Wagen ging aus... Ich hatte der Dame wohl gesagt, ich würde sie bei der Hand halten, aber ich wagte es nicht zu thun; dafür erhob ich mich und mich zwischen den beiden Sitzen haltend, legte ich auf jeden eine Hand. So versperrte ich den Weg, es konnte Niemand vorbeigehen.

Zuerst herrschte tiefste Finsterniß, dann hörte ich das Rauschen eines Kleides, das mir anzeigte, daß sie aufgestanden war, ihren Athem fühlte ich in dem Augenblick, als sie versuchte, vorbeizugehen. Aber da spürte sie das Hinderniß, ließ einen Schrei aus und fiel auf den Sitz zurück.

Die folgenden Augenblicke verstrichen in furchtbarem Dunkel.

„Ist einer ihrer Verwandten in Gefahr?“ fragte ich, „vielleicht ein Bruder?“

Ein lebhaftes Roth überlief die sonst so bleichen Wangen der jungen Fremden.

„Nein,“ antwortete sie zögernd, „es ist kein Bruder! Aber was soll ich jetzt beginnen?“

Zimmer kam sie auf diese Frage zurück.

„Ist die Arme allein?“ fragten die Amerikanerinnen, denen ich in der Hast das Nöthigste erzählte, in der Meinung, daß sie Damen gegenüber weniger zurückhaltend wäre — aber die letzteren verstanden ja kein dänisch!

„Wenn sie allein ist,“ fuhren die Amerikanerinnen fort, „sollte sie während des forcirten Aufenthalts auf der Gesundheitswache das Gemach mit uns theilen... Sie könnten das Gleiche thun, Herr...“

„Diamond,“ stellte ich mich grüßend vor.

„Denn wenn wir einen gemeinsamen Tisch haben, würden die Befehle eines Mannes eher ausgeführt werden, und dann können wir auch mit der jungen Dame sprechen. Einen Dolmetscher müssen wir haben.“

In diesem Augenblick trat der Beamte herein, um sich nach unserem Vorhaben zu erkundigen. Wenn wir das Lazareth zu unserm Aufenthalt wählten, dann trug der Staat die Kosten unseres Unterhaltes; wollten wir aber jedes für sich sein, mußten wir ins Hotel „zur Gesundheitswache“ gehen. Der Geschäftsreisende entschied sich sofort für's Lazareth, indem er mit wilder Genugthuung schrie: „An mir soll die Regierung keinen Profit haben! Wenn sie mich mit Gewalt zurückhält, mag sie auch die Unkosten bezahlen, zum Donnerwetter!“

„Ich kann Ihre Gesellschaft nicht theilen,“ bemerkte ihrerseits die junge Dänin, „ich habe kein Geld auszugeben,“ und mit diesen Worten entfernte sie sich.

„Was soll das heißen?“ rief eine Amerikanerin. „Als sie die Fahrkarte vorzeigte, habe ich gesehen, wie ihre Börse mit Banknoten vollgestopft war.“

Sie zeigte dabei auf die Börse hin, die die Dame noch in den Händen hielt und sagte zu ihr in deutlichem Englisch: „Haben Sie denn nicht viel Geld darin?“

Die Fremde nickte traurig mit dem Kopfe. „Dieses Geld gehört mir nicht,“ sagte sie, „ich darf keinen Heller davon ausgeben. Leben Sie wohl, und schönen Dank für ihre Güte!“

Und abermals schickte sie sich an fortzugehen.

„Kommen Sie mit mir, Fräulein!“ schrie der unverschämte Engländer. „Kommen Sie, wir werden uns schon Gesellschaft halten.“

Ich war nahe daran, dem impertinenten Kerl eine Züchtigung zu verabreichen. Aber ein Blick, den ich auf die Dame warf, genügte mir, um mich davon zu überzeugen, daß sie ihn schon in respektvoller Entfernung zu halten wüßte. Indes hätte ich mich nicht entschließen können, sie in solcher Gesellschaft zu lassen. Und ich verabredete mit den Amerikanerinnen folgenden Plan: Ich verpflichtete mich, für die Kosten aufzukommen, aber die Damen würden die Dänin bitten, sie möchte mit ihnen in unser Hotel kommen, so daß die Einladung ganz von ihnen ausging und mein Name gar nicht erwähnt wurde.

Natürlich sträubte sich der angeborene Stolz der Fremden anfänglich gegen die Zumuthung. Aber man stellte ihr vor, wie schlecht es unter den Zelten bestellt war, und wie sie mit gemeinen Menschen verkehren müßte. Als sie noch zögerte, setzte eine der Amerikanerinnen hinzu: „Ueberdies sind Sie, wenn Sie hier bleiben, in der Nähe des Herrn Hamond, der dänisch versteht und Ihnen als Dolmetscher beistehen kann, wenn Sie von den Wächtern was brauchen.“

Sie blickte mich vertrauensvoll an und nahm die wohlgemeinte Offerte an.

Wir machten uns auf den Weg zum Gasthof, eskortirt von Soldaten, die mit unserer Ueberwachung betraut waren. Der Geschäftsreisende und das flüchtige französische Ehepaar wurden an einen Ort geführt, wo Baracken sich erhoben, die von Wachen umgeben waren.

Bei unserer Ankunft mußten wir ein Bad nehmen und die Kleider wechseln. Dann kam der Arzt zu uns, und eine Stunde später saßen wir alle im Speisezimmer, wo das Essen auf uns wartete.

Um mehrere Tische herum saßen Gäste, deren Appetit augenscheinlich wenig zu leiden hatte unter der Einsperrung, die allerdings in ihrem Falle so wenig notwendig war, wie im unsrigen.

„Es hätte schlimmer gehen können,“ bemerkte die älteste der Damen, „wenn der Gestank des Chlors und des Phenols nicht

wäre, könnte man glauben, wir seien zu unserm Vergnügen hier. . . Da wir jetzt beisammen sind für eine ganze Woche, ist es gut, wenn wir uns kennen. Sie heißen Hamond, mein Herr, Sie sagten es schon. Ich heiße Cormon, Mrs. Philipp Harris Cormon, und meine Nichte heißt Miß Mehetabel Tait. Ich reise, um die alte Welt zu sehen und meine Nichte dozirt die schönen Künste im Mädchenpensionat in Salistown, in Massachusetts; sie reist hierher, um in Europa die alten Meister zu studieren.“

Miß Mehetabel lächelte.

„Ich heiße Helga Jansen,“ sagte die junge Dänin, als ich ihr die beiden Amerikanerinnen vorstellte. „Mein Vater war Kaufmann in Seyland, aber schon drei Jahre gestorben.“

Fräulein Helga — welch reizender Name! — konnte vor Aufregung kaum essen. Nach der letzten Schüssel erhob sie sich und bat, mich sprechen zu dürfen. Wir entfernten uns ein wenig, dann begann sie auf dänisch: „Ich habe mich entschlossen, ein Telegramm abzuschicken; das ist die einzige Aussicht auf Erfolg, die mir übrig bleibt. Wollen Sie dieselbe aufgeben, mein Herr. Ich habe sie auf dänisch geschrieben, ich bitte Sie also, sie ins Italienische zu übertragen und an ihre Adresse zu schicken.“

Sie reichte mir das Papier hin und fünf Minuten später übergab ich die übersetzte Depesche dem Spediteur, einem Herrn, der außerhalb des Lazareths blieb, um die Commissionen zu erledigen. Ich konnte nur auf fünf Meter Entfernung mit diesem reden. Das Papier mußte, ehe er es bekam, in Carbol getaucht werden, dann reichte man ihm es mit einer Stange. Die Depesche lautete:

„Helga Jansen, auf der Gesundheitswache von C. . . an Karl Felders im Gefängniß von Bologna. Wann werden Sie abgeurtheilt? Ich bin gekommen, Ihre Unschuld zu bezeugen, aber ich werde an der Grenze sieben Tage in Quarantäne zurückgehalten.“

Drei Stunden später brachte man einen gelben Umschlag, der stark nach einer desinfizirenden Flüssigkeit roch, in den Salon, wo Fräulein Jansen die Sendung mit Spannung erwartete. Sie öffnete hastig, aber als sie sah,